

Leseempfehlungen

Annemarie Laimböck: Die Szene verstehen – Die psychoanalytische Methode in verschiedenen Settings. Frankfurt a.M. (Brandes und Apsel) 2015, 164 Seiten, 19,90 €.

Annemarie Leimböck trägt mit ihrem Grundlagenbuch zum theoretischen Verständnis und zur angewandten Praxisnutzung bei. Bezugnehmend auf Heimann, Lorenzer und Argelander (deren Namen sich ja als Quellen für den Begriff des szenischen Verstehens erwiesen haben), stellt sie noch einmal das Konzept von Übertragung – Gegenübertragung und seine Wechselwirkung mit der aktuellen Beziehung dar. Sie beschreibt dieses Konzept als die Grundlage für den szenischen Blickwinkel in der Psychoanalyse, mit dem nicht einseitig vom Patienten übertragen, und vom neutralen Analytiker gedeutet wird, sondern der die Aufmerksamkeit auf die unbewusste Beziehung richtet, die szenisch von der Patientin und der Analytikerin gemeinsam gestaltet wird. Der Analytiker (Supervisor) muss anschließend als Teilnehmer an einer komplexen Beziehungssituation deren Übertragungsanteile erkennen. Diese Übertragungsanalyse ist eine nachträgliche Verarbeitung des vom Therapeuten (Supervisor) Wahrgenommenen, Erlebten.

Es geht darum, der (Behandlungs-) Szene die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Laimböck betrachtet die aktuelle Szene (sie nennt sie Metaszene) als etwas Übergeordnetes, Umfassendes. Jede verbale und nonverbale Mitteilung ist ein Beitrag zur dramatischen Entwicklung der aktuellen Analytiker-Patient-Beziehung. Neben dem inhaltlichen Gehalt hat daher jede Äußerung einen Beziehungsaspekt und ist eine Mitteilung über die aktuelle Beziehung und deren Gestaltung. So wie Watzlawick darauf hinweist, dass wir nicht nicht kommunizieren können, entstehen auch die „Szenen“ unausweichlich und werden von beiden Seiten gestaltet.

Die differenzierte Wahrnehmung und Reflexion dieser Szenen ist ein wichtiger Schritt im Verstehensprozess, unterstützt von der abstinenteren Haltung des Analytikers. Die kontinuierliche Aufmerksamkeit der Analytikerin (Supervisorin) für erzählte und aktuell entstehende Szenen führt beim Patienten (Supervisanden) auch zu einem wachsenden Interesse, erlebte Szenen wahrzunehmen und verstehen zu wollen. Laimböck reflektiert die Rolle der Theorie beim szenischen Verstehen, Ähnlichkeiten und Unterschiede zur Alltagspsychologie, und die Besonderheiten beim Verstehen von Szenen in psychoanalytischen Behandlungen.

Dabei macht sie deutlich, dass das Gefälle in der therapeutischen (supervisorischen) Beziehung sich nicht aus dem aktuellen Beziehungsgeschehen ergibt, oder etwas über einseitige Beteiligungen an der Szene aussagt. Es ist vielmehr eine Setzung, die sich nicht aus der Szene, sondern aus der von außen herangetragenen Bestimmung als psychotherapeutischer (supervisorischer) Behandlung ergibt. Analytikerin (oder Supervisorin) unterscheiden sich in dieser Hinsicht also nur durch ihre Aufgabe, den therapeutischen (supervisorischen) Prozess in Gang zu setzen und aufrecht zu erhalten, von den Patientinnen (Supervisandinnen). Als Teil der Szene gestalten sie diese mit, befördern aber gleichzeitig kontraktgemäß die Möglichkeit, das Geschehene zu reflektieren und zu verstehen. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht dabei der Patient. Im Unterschied zur analytischen

Einzelbehandlung stehen in der Supervision auch die anderen Personen der erzählten Szenen (Klienten, Vorgesetzte, Kollegen) im Aufmerksamkeitsfokus. Auch ihre Handlungen und Motive werden untersucht.

Im 2. Teil des Buches beschreibt Laimböck „Szenen in verschiedenen Settings“ – Psychoanalyse, psychoanalytische Kurztherapie, Gruppentherapie, Paartherapie und psychoanalytische Supervision – die sie durch anschauliche Beispiele illustriert.

Auch wenn sich Annemarie Laimböck mit ihrem Buch ganz offensichtlich an ausgebildete Psychoanalytikerinnen wendet, und auch wenn die beschriebenen Supervisionsszenen ausschließlich auf diesem Hintergrund reflektiert werden, scheint mir der mögliche Erkenntnisgewinn auch für SupervisorInnen, die kein ausschließlich psychoanalytisches Konzept haben, groß. Mein Focus in der Supervision gilt auch Fakten, Strukturen und bewusstem Material, aber eben auch den erzählten und sich in der aktuellen Beziehung entwickelnden Szenen. Und da ist es Laimböck gelungen, meine Aufmerksamkeit für diese supervisorischen Szenen, und auch die Lust, sie gemeinsam zu betrachten, wieder neu anzuregen.

Inge Zimmer-Leinfelder

Martin Teising: Selbstbestimmung zwischen Wunsch und Illusion. Eine psychoanalytische Sicht, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2017, 82 Seiten, 10,00 €.

Wer wünschte sich nicht ein selbstbestimmtes Leben, das in frühen Jahren beginnt und möglichst lange währt. Zumindest in unseren westlichen modernen Gesellschaften haben sich in den letzten Jahrzehnten die Spielräume kontinuierlich erweitert. Die Grenzen bindender Traditionen haben sich so weit gelockert, dass wir unseren Beruf, den Lebenspartner und in vielen Fällen auch den Ort und das Land, in dem wir leben wollen, frei wählen können. Unterstützt durch die technischen Möglichkeiten eröffnet der soziale Wandel nicht geahnte Freiräume der individuellen Gestaltung. Wir selbst können selbst bestimmen, wer und was wir sein wollen – scheinbar gibt es keine Limits mehr.

Aber stimmt das wirklich? Martin Teising – Psychoanalytiker, Facharzt für Psychiatrie, Psychotherapie und psychosomatische Medizin – schaut mit psychoanalytisch geschultem Blick etwas genauer hin. Der hohe Stellenwert individueller Freiheit und Selbstbestimmung kann nicht darüber hinweg täuschen, dass das moderne Leben von technischen, ökonomischen und sozialen Abläufe bestimmt wird und zunehmend abhängig geworden ist. Der Wunsch nach einem selbstbestimmten Leben bleibt in der Dialektik zwischen Wunsch und Illusion, zwischen Macht und Ohnmacht eingebunden.

M. Teising macht darauf aufmerksam, dass menschliche Existenz vom Beginn der Zeugung an von anderen abhängig ist – und dies gleichzeitig von der entgegengesetzten Streben nach selbstbestimmter Unabhängigkeit begleitet wird. Dies ändert sich nicht bis ins hohe Lebensalter. Der Säugling benötigt Nahrung und seelischen Zuspruch. In der Erfüllung dieser Bedürfnisse werden zwischenmenschliche Beziehungen und Bindungen vermittelt. Das

sich entwickelnde Kind lernt laufen, stürzt, eröffnet sich neue Räume, und kommt wieder zurück. Trennungen und Frustrationserlebnisse ermöglichen die Entwicklung von Freiheit. Die eigenen physischen und psychischen Grenzen entwickeln sich. Mit der Herausbildung der Identität entwickeln sich geschlechtsspezifische Differenzen, die die jeweiligen Möglichkeiten der Selbstbestimmung eröffnen oder eben auch begrenzen.

Trennungen und Abschiede machen deutlich, wie stark wir von anderen Menschen abhängig sind, vor allem dann, wenn der Verlust erzwungen wird. Gleichzeitig ist die Ablösung der Heranwachsenden von den Eltern eine vielleicht schmerzhaft aber notwendige Entwicklungsleistung. Aber auch nach der Ablösung bleiben wir gebunden an Autoritäten und den „Facts of Life“ (R.E. Money-Kyrle): dass wir als Menschen auf andere angewiesen sind, von anderen aber auch ausgeschlossen werden und wir am Ende den eigenen Tod nicht vermeiden können.

Im hohen Lebensalter nimmt die Unselbstständigkeit naturgemäß zu. Wenn der Körper es fordert, erzwingt er Abschiede vielfältiger Art. Die meisten alten Menschen wünschen sich ein selbstbestimmtes Leben innerhalb der eigenen häuslichen Umgebung und fürchten die mit der Pflegebedürftigkeit einhergehende Abhängigkeit von professionellen Helfern oder den eigenen nun erwachsenen Kindern. Überhaupt aktualisieren Krankheit und körperliche Einschränkungen frühe Erfahrungen des Angewiesenseins auf Hilfe und in der Arzt-Patientenbeziehung wiederholt sich die Spannung zwischen Selbstbestimmung und Abhängigkeit. Und ist der Suizid im Alter ein letzter Versuch, Selbstbestimmung zu bewahren oder eher eine verzweifelte Einengung?

Müssen wir uns am Ende vom Wunsch nach Selbstbestimmung verabschieden? Haben sich die modernen Menschen in Hinsicht auf ihre individuelle Freiheit etwas vorgemacht? Die Auseinandersetzung, die das lesenswerte schmale Bändchen von M. Teising anregt, bleibt optimistisch: „Indem die Psychoanalyse sich um die Entdeckung unbewusster Prozesse bemüht, die sowohl im Individuum als auch interpersonell, gesellschaftlich und kulturell wirken, steht sie im Dienste der Aufklärung und der Befreiung des Individuums und damit an der Seite derer, die jedem Menschen eine weitergehende Selbstbestimmung ermöglichen wollen. Indem sie aber das Unbewusste, das den Menschen unweigerlich bestimmt und viele seiner Wahrnehmungs-, Erlebnis- und Verhaltensweisen mitbeherrscht und prägt, in den Blick rückt, zeigt sie zugleich die Grenzen individueller Selbstbestimmungsmöglichkeiten und fordert deren Anerkennung.“ (S. 13)

Ein selbstbestimmtes Leben ist nur möglich, wenn das Individuum sich über seine Begrenztheit im Klaren ist. Intrapsychisch bleiben wir gebunden an das Unbewusste und extern begrenzen uns die technischen und ökonomischen Rahmenbedingungen.

Man kann das Buch nur rückhaltlos empfehlen.

Jürgen Kreft

**Olaf Geramanis: mini-handbuch Gruppendynamik. Weinheim/Basel (Beltz Verlag) 2017,
276 Seiten, 19,95 €.**

Eine Frage der Haltung: Differenzierung – Reflexion – Entscheidung

Gruppendynamik Knowhow kompakt

Gruppendynamik ist für nicht wenige ein Reizwort, das schnell emotional getönte Diskussionen und Positionierungen hervorruft: Die einen haben irgendwann Erfahrungen mit einer gruppendynamischen Veranstaltung gemacht, die ihnen nicht gefallen haben. Vielleicht haben sie sich nicht gut genug informiert oder „versorgt“ erlebt, vielleicht hat das Verfahren sie zu diesem Zeitpunkt überfordert oder sie sind an nicht oder schlecht ausgebildete Anbieter geraten, vielleicht sind sie von gruppendynamischen Prozessen an ihrer Arbeitsstelle überrollt worden – die Möglichkeiten mit Gruppendynamik schlechte Erfahrungen zu machen sind erheblich!

Die anderen erleben die Beschäftigung mit Gruppendynamik und den damit verbundenen Prozessen als erkenntnisschaffende Bereicherung, als Erweiterung des eigenen Kompetenzprofils, als interessante Verstehensfolie für ansonsten mysteriöse Verhaltens- und Handlungsweisen. Diese Fraktion profitiert vom Wissen über gruppendynamische Phänomene und Prozesse und hat Interesse dieses Wissen über die Kräfte in Gruppen auch emotional unterlegt zu erfahren. Nicht wenige Führungskräfte und Personen mit Leitungsaufgaben besuchen Trainings, Workshops oder berufsbegleitende Weiterbildungen, um gruppendynamisches Knowhow zu erwerben und zu trainieren.

Einer derjenigen, die gruppendynamisches Knowhow in Theorie und Praxis lehren und vermitteln, ist der in Basel tätige Hochschullehrer Olaf Geramanis, der Autor dieses „mini-handbuchs“. Es ist naheliegend, dass ein Lehrender seine Erfahrungen (mit den Höhen und Tiefen der Vermittlung komplexer Sachverhalte) in eine strukturierte und systematisch bearbeitete Form bringt und damit vermutlich dem Wunsch vieler Lernender und AusbildungsteilnehmerInnen nachkommt, bedeutsame Lerninhalte in kompakter Form zu Verfügung zu haben. So kann erworbenes Wissen oder in Weiterbildungen erarbeitete Erfahrung vertieft und rational als Lernertrag gesichert werden. Dies gelingt Geramanis mit seinem neuesten Werk hervorragend. Besonders erwähnenswert ist die durchgängige Orientierung und Bezugnahme auf die umgebenden Systeme (Organisationen).

Drei Schwerpunktkapitel gliedern dieses Buch: Das Kapitel 1 startet mit dem Blick auf das Individuum auf seinem Weg in die Gruppe, nebenbei wird das Prinzip Gruppendynamik erläutert. Kapitel 2 widmet sich der Gruppe und ihren Prozessen, dort gibt es viel über das Herzstück gruppendynamischer Trainings – die Trainingsgruppe – zu erfahren. Kapitel 3 schließlich beleuchtet relevante Aspekte von Gruppen in Organisationen. Dieser Kapiteldreischritt „Individuum – Gruppe – Organisation“ verfolgt anschaulich die jeweilige Komplexitätserweiterung, die mit dem jeweils erweiterten Blickwinkel verbunden ist. Es werden die dazugehörigen Spannungsfelder markiert und diskutiert, zahlreiche Beispiele helfen, die theoretischen Überlegungen mit Praxissituationen zu verknüpfen und damit nachvollziehbar zu werden. Alle Kapitel sind noch einmal in Unterkapitel strukturiert, mit Hilfe der Unterkapitelüberschriften lassen sich einzelne, die Leserschaft besonders interessierende

Inhalte gut auffinden. Am Ende dieser Unterkapitel gibt jeweils eine knappe Zusammenfassung dessen, was man dort erfahren hat.

Mit dem Titel des Buches „mini-handbuch“ tue ich mich schwer: Das Buch ist definitiv kein Handbuch! Wer Handbuchartikel erwartet, wird enttäuscht werden. Vermutlich ist der Titel ein Zugeständnis, um in dieser Beltz-Reihe (mini-handbücher bei Beltz) erscheinen zu können. Das Buch baut in seiner Logik der drei Kapitel aufeinander auf und mindestens Gruppendynamikerfahrungen werden sich, wenn sie dieses Buch als Handbuch nutzen wollen, nicht zurechtfinden. Auch fehlen ein Stichwortverzeichnis und ein Glossar, da wäre mir die mögliche Begründung, es handle sich eben um „mini“ zu kurz gesprungen. Das Buch ist mit verschiedenen Illustrationen in Form von Schaubildern, die das Beschriebene visualisieren sollen, versehen. Vermutlich ist es auch eine Geschmacksfrage, aber für mich sind die Illustrationen nicht wirklich hilfreich.

Für die Zielgruppe SupervisorInnen und Coaches finde ich das Buch ausgesprochen hilfreich und geeignet, da es tatsächlich wesentliches Wissenswertes aus dem Feld Gruppendynamik präsentiert und in praxisnaher Form und klaren, durchgängigen Bezügen zu Organisation Sachverhalte und Phänomene beschreibt. Sehr gut finde ich die Anbindung von bestimmten Begriffen an die ursprüngliche Originalliteratur (z.B. das Konzept von „Rolle“ an Margaret Mead, 1934 oder die Anbindung der gruppendynamischen Grundbedürfnisse Zugehörigkeit, Macht und Intimität an das Konzept inclusion, control und affection von William Schutz, 1958). Diese Verbindungen kennen viele der heutigen LeserInnen vermutlich nicht mehr, hier blitzen die Genauigkeit und auch das große Übersichtswissen des Autors auf, das im Übrigen das ganze Buch kennzeichnet. Da supervisorische Settings und Coachingaufträge sehr häufig im Kontext von Team- und Organisationsentwicklung stattfinden ist dieses Buch ein hilfreiches Unterstützungsmaterial für all jene, für die Gruppendynamik nicht zum alltäglichen Beschäftigungsgegenstand zählt.

Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, dass die Führungskräfte, denen ich das Buch empfohlen habe und die es dann auch gelesen haben, sehr positive Rückmeldungen gegeben haben und sich daraus sogar Teilnahmen an gruppendynamischen Lernsettings ergeben haben.

Fazit: Gut zu lesen – informativ und praxisnah – lehrreich - viele Anregungen zur Verknüpfung mit eigenen Erfahrungen – kurz genug und dennoch ausreichend ausführlich – fundiertes Wissen mit schöner Sprache transportiert – lesenswert!

Michael Faßnacht

michaelfassnacht@tfbs.de

Robert Maxeiner: Blick über den Fluss. Roman, Norderstedt (Books on Demand) 2017, 340 Seiten, 10,90 €.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass in der Beraterszene der späten 80er Jahre Sherlock Holmes und Colombo als zwei unterschiedliche Modelle beschrieben wurden, sich einer fremden Organisation zu nähern. Als „Sherlock Holmes“ geht man sehr strukturiert, mit einem theoretischen Fundament in die Organisation und entlarvt sie, während man als „Colombo“ eher passiv abwartend darauf reagiert, was sich zeigt. Mit kriminalistischen Spürsinn ausgestattete SupervisorInnen wäre somit geradezu prädestiniert, einen Kriminalroman zu schreiben. Robert Maxeiner ist neben seinem Beruf als Supervisor schon seit langer Zeit als Schriftsteller tätig. Aber ist sein neuer Roman überhaupt ein Krimi?

Die Ausgangssituation legt die Vermutung nahe. Der ehemalige Bankangestellte Nordenfeld sitzt wegen Mordverdachts in der Untersuchungshaft ein. Für die Justizbehörden ist er kein unbekannter, denn er hat vor einigen Jahren bereits wegen Betruges eine Haftstrafe verbüßen müssen, und er hat es nie so richtig geschafft, im bürgerlichen Leben wieder Fuß zu fassen. Außerdem war er am Tatort.

Rechtsanwalt Debus ist mit der Verteidigung befasst, sich aber nicht ganz sicher, ob sein Mandant wirklich unschuldig ist, wie er immer wieder beteuert. Debus beginnt zu recherchieren und führt Gespräche mit dem Polizisten, der gegen seinen Mandanten im Zusammenhang mit dem Betrugsfall ermittelt hat. Er nimmt Kontakt auf zum Gefängnispfarrer, zu einem Mithäftling, seiner Sozialarbeiterin und schließlich auch zur Tochter des Beschuldigten.

Parallel dazu können wir uns als LeserInnen persönlich einen Eindruck von Nordenfeld verschaffen. Sein Rechtsanwalt hat ihm einen alten Kassettenrekorder zur Verfügung gestellt und ihn gebeten, alle wichtigen Informationen aus seinem Leben auf Band zu sprechen. Und es gibt noch eine weitere Quelle, die zumindest indirekt eine Menge über den Beschuldigten verrät. Nordenfeld hat nach Ableistung seiner Strafe aus dem Betrugsfall Unterschlupf in einem Wohnwagen samt vorgebauter Holzhütte gefunden. Dort am Fluss beginnt er Westernromane zu schreiben. Einen solchen liest auch der Anwalt Debus und damit auch wir, die LeserInnen.

Diese drei Ebenen sind kunstvoll miteinander verschlungen. Die Gespräche deuten an, was in der „Lebensbeichte“ auf dem Kassettenrekorder bestätigt oder kontrastiert wird. Und der Western mit seinem gleichzeitig trivialen und archaischen Charakter ergänzt oder veranschaulicht, was anders nicht gesagt werden kann. Auf diese Weise entfaltet sich das tragische Leben eines aus der Haft entlassenen Menschen, dem es nicht gelungen ist, in den alten Beruf und zu Frau und Tochter zurückzukehren. Und nun in der Untersuchungshaft blickt er zurück und beginnt, sich mit seinem Schicksal auseinander zu setzen. Aber nicht nur der Beschuldigte zieht Bilanz. Auch Rechtsanwalt Debus gerät mehr und mehr ins Nachdenken darüber, wie er mit seinen beruflichen und familiären Baustellen zurecht kommen soll.

Vor allem die „Lebensbeichte“ Nordenfelds hat mich zunehmend auch sprachlich in ihren Bann gezogen – und der „Western“ liest sich als verschlüsselte Botschaft aus dem Unbewussten, was sich anders noch nicht sagen lässt.

Im Verlauf der Handlung rückt die Frage nach der Schuld immer mehr in den Hintergrund. Insofern ist „Blick über den Fluss“ kein klassischer Kriminalroman. Und es war

auch nicht die Absicht Robert Maxeiners, einen Krimi zu schreiben. Im Blog-Talk¹ mit der Frankfurter Rundschau wird seine Skepsis diesem Genre gegenüber deutlich: „Bezüglich Krimis habe ich, zugegeben, einige Vorurteile. Jede Stadt, jede Region hat heute ihre KrimischreiberInnen. Im Fernsehen laufen ständig Krimis, werden Mörder gesucht. Dabei geschieht so viel Schreckliches auf dieser Welt, das behandelt wird, als ginge es um einen bürokratischen Akt. Der Thrill durch einen Krimi scheint davon abzulenken, sich wirklich berühren zu lassen.“

Und berührend ist die Geschichte von Nordenfeld, der etwas von sich fand, wenn er „morgens nach dem Aufwachen vor die Tür seiner bescheidenen Behausung trat und über den Fluss blickte“, oder wenn er „im folgenden Frühling vom Gesang der Nachtigall wach wurde.“ Er, der Mann „der über den Fluss blickt“. (S. 104)

„Blick über den Fluss“ ist nach „Wieder unterwegs“ (2010) der zweite Roman von Robert Maxeiner.

Ach ja – wenn überhaupt ist Rechtsanwalt Debus eher Colombo als Sherlock Holmes.

Jürgen Kreft

¹ <http://frblog.de/blogtalk-maxeiner/>